

Anmerkungen.

Zu S. 17: Traumbilder, Nr. 5. Heines Freund J. B. Rousseau wies in seiner Kritik der „Gedichte“, Agrippina vom 18. Februar 1824, Nr. 22, auf die Ähnlichkeit des vorliegenden Traumbildes mit dem berühmten Sonette Dantes hin, welches beginnt: *A ciascun alma presa e gentil core.* Über dieses Sonett hatte Bousterwek in seiner Geschichte der Poesie und Verebtsamkeit, I, 67, folgendermaßen berichtet: „Amor erschien ihm (dem Dante) im Traum, umgeben von einem feurigen Nebel, der das ganze Zimmer erfüllte. In seinen Armen schlummerte eine Schöne, leicht umhüllt von einem blutfarbenen Gewande. Sie hielt ein brennendes Herz in der Hand. Amor zeigte dem Dante dieses Herz und sprach dazu lateinisch: *Ecce cor tuum!* Die Schöne erwachte. Amor nötigte sie, das brennende Herz zu verschlucken. Sie entschloß sich ungern dazu. Bald darauf versank sie in tiefe Traurigkeit; und Amor verschwand mit ihr gen Himmel.“ Heine dürfte nur Bousterweks Bericht gekannt haben. Ähnliche Züge begegnen aber auch bei andern Dichtern; so: daß die Geliebte das Herz des getöteten Liebhabers essen muß, bei Konrad von Würzburg und im deutschen Volksliede.

Zu S. 36: Romanzen, Nr. 3. Bekannte Sage, mit einzelnen vielfach wiederkehrenden uralten Zügen, dargestellt in Simrocks „Rheinsagen“; nach Rousseau, Agrippina vom 20. Februar 1824, Nr. 23, dürfte Heine durch die Erzählung von der Entstehung des Hochkreuzes oberhalb Bonn die Anregung erhalten haben.

Zu S. 39: Die Grenadiere. In seinem Brief an Saint-René Taillandier vom 3. Nov. 1851 schreibt Heine, daß er schon mit 16 Jahren ein Gedicht auf Napoleon, „Die beiden Grenadiere“, geschrieben habe. Vgl. auch die Lesarten. Also Heines eigne Ansicht ist außer Zweifel.

Zu S. 95: Heimkehr, Nr. 2 (Lorelei). Die Sage ist von Klemens Brentano erfunden und in dessen „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria“ (Bremen 1801–1802) im 2. Bande, S. 392, zuerst veröffentlicht worden. Dort wohnt die Lore Lay zu Bacharach am Rheine, sie bezaubert durch ihre Schönheit viele Männer, die aus ihren Liebesbanden keine Rettung mehr finden. Da

läßt sie der Bischof vor Gericht laden, doch er muß sie begnadigen, weil auch ihn ihre Schönheit hinreißt; sie selbst aber bittet flehentlich um den Tod, da ihr Geliebter sie treulos verlassen habe. Der Bischof schickt sie ins Kloster; als sie dorthin geführt wird, bittet sie noch einmal, von einem hohen Felsen nach dem Schloß des Geliebten und in den Rhein sehen zu dürfen; als sie dies thut, sieht sie unten im Schiffelein den Liebsten dahinfahren, worauf sie sich in die Flut hinabstürzt. — In prosaischer Fassung verbreitete den Inhalt dieser Brentanoschen Ballade Nikolaus Vogt 1811. Aber nur der erste Teil derselben fand häufig neue dichterische Bearbeitung. So von Eichendorff in dem Gedicht „Es ist schon spät, es wird schon kalt“, wo die von den Männern betrogene Lorelei als Heze im Walde weilt: wer sie dort trifft, ist verloren und findet nimmer die Rückkehr. — Heine schloß sich am nächsten an die Bearbeitung des Stoffs an, die ein Graf Löben 1821 veröffentlichte. Dort sitzt die schöne Lore im Mondschein auf dem höchsten Felsgestein am Rhein, der vorüberfahrende Schiffer wird vor ihr gewarnt, denn das glänzende Auge des goldlockigen Zauberfräuleins sei falsch und kühl wie die Flut. — Vgl. Strodtmann² I, 362; Grieben, Köln. Zeitung vom 12. Juli 1867; Sintenis, H. Heine, ein Vortrag, S. 21–26; H. Dünker, Köln. Zeitung 1855.

Zu S. 140: Heimkehr, Donna Clara. Das Gedicht ist teils auf Heines persönliche Umstände, teils auf eine Romanze von Fouqué zurückzuführen, die sich im ersten Bande von dessen Ritterroman „Der Zauberling“ befindet. Dort wandelt die „Donna Clara“ mit ihrem Geliebten, einem Mohrenkönig, dessen wahren Namen und Stand sie nicht kennt, des Abends in trautem Gespräch einher; er beugt nicht sein Haupt vor einem Kreuzigte, erwidert nicht den Gruß eines Mönches, und als er mit Weihwasser die Stirn befeuchten soll, entflieht er, und Donna Clara eilt schein in die Burg zurück. Als er nachts vor ihrem Fenster erscheint, fragt sie, wer er sei, und als er die Wahrheit gesagt, fällt sie in Ohnmacht. Den Schluß, daß der Mohrenkönig die Ohnmächtige entführt und dafür von deren Brüdern erschlagen wird, hat Heine unberücksichtigt gelassen. Ihm gefiel Fouqués Gedicht so gut, daß er sich eine Abschrift davon nahm, die sich jetzt im Besitze des Herrn Amtsgerichtsrats Sethe zu Berlin befindet.

Über die persönlichen Beziehungen berichtet Heine am 5. oder 6. November 1823 an Moser: „Das Ganze der Romanze ist eine Szene aus meinem eigenen Leben, bloß der Tiergarten wurde in den Garten des Alkalden verwandelt, Baronesse in Señora, und ich selbst in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es ist bloß das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verpöppet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Do-

minikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern läßt. Der Refrain dieser beiden Stücke korrespondiert mit dem Refrain des ersten Stückes; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich sie schreibe.“ Heine hat sie nie geschrieben. — An Ludwig Robert schrieb der Dichter am 27. November 1823: „Das Gedicht drückt . . . nicht gut aus, was ich eigentlich sagen wollte, und sagt vielleicht gar etwas anders. Es sollte wahrlich kein Lachen erregen, noch viel weniger eine mokante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geschehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeschichtliches ist, und das sich klar in mir abspiegelte, wollte ich einfach, absichtslos und episch-parteilos zurückgeben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernst-wehmütig, nicht lachend, aufgefäßt, und es sollte sogar das erste Stück einer tragischen Trilogie sein.“

Zu S. 146: Die Wallfahrt nach Kevlaar. Man vergleiche in den „Lesarten“ Heines Anmerkung über den Stoff. Die nächste Anregung dürfte er aber durch einen Artikel des „Gesellschafters“ vom 16. Oktober 1818, Nr. 165 („Zeitung der Ereignisse und Ansichten“), empfangen haben. Das Gedicht ist zu Anfang des Jahres 1822 in Berlin entstanden (wäre es früher geschrieben worden, so hätte es Heine zweifellos 1821 im „Gesellschafter“ oder in den „Gedichten“ abdrucken lassen). Ende 1821 durchblätterte er aber alte Jahrgänge des „Gesellschafters“ (vgl. die Bemerkung aus dem „Zuschauer“ über Boucher, Bd. VI dieser Ausgabe) und fand dort sicherlich auch den erwähnten Artikel über „Kevlaar“. — Ein Holzhacker fand beim Fällen einer Eiche in deren Stamme ein kleines silbernes Marienbildchen, das er mit sich nach Hause nahm, das aber des Nachts immer wieder in den Baum zurückkehrte. So erkannte man, daß dort die Muttergottes wohnen wollte; ein frommer Junker ließ ihr eine Kirche bauen, und um diese herum entwickelte sich der Marktflecken Kevlaar. Der Schreiber des Artikels sagt, daß er dort „des Wunderbaren die Fülle gesehen habe; z. B. eine Menge Krücken von Lahmen, welche geheilt worden, silberne Augen von denen, welche sehend geworden“ u. dgl. m.

Zu S. 264: Tragödie, Nr. 2. Hüffer (in seiner mehrfach erwähnten Schrift „Aus dem Leben Heinrich Heines“, S. 121 ff.) hat zuerst in der „Rheinischen Flora“ vom 25. Januar 1825, Nr. 15, das Volkstied gefunden, welches Heine aufgenommen hat; es lautet:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht
Wohl über die schönen Blaublümlein,
Sie sind verwelket, verdorret.

„Ein Jüngling hatt' ein Mägdlein lieb;
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

„Sie sind gewandert hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

„Auf ihrem Grab blau Blümlein blühen,
Umhängen sich zart, wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket, nicht dörret.“

(Im Bergischen aus dem Munde des Volks aufgeschrieben von
Wilh. v. Waldbührl.)

Zu S. 369: *Nächtliche Fahrt*. — Hüffer a. a. D., S. 175 ff., teilt zum erstenmal Heines Brief an Michael Schloß vom 12. März 1851 mit. Darin findet sich folgende Erläuterung des erwähnten Gedichts: „Ich kann mir wohl denken, daß mein drittes Gedicht: ‚Die Nächtliche Fahrt‘, Ihnen nicht ganz verständlich sei; ich muß Ihnen aber bemerken, daß eben das Mysteriöse der Charakter und der Hauptreiz dieser Dichtung sein soll.

„Ich habe heute zu viel um die Ohren, als daß ich Ihnen weitere Anbeutungen geben könnte; vielleicht aber komme ich später darauf zurück, wenn ein Komponist mit einer besonderen Frage mich angehen sollte¹. Ich mache Sie auf die Hauptsache aufmerksam: Drei Personen steigen in den Kahn, und bei ihrer Rückkehr ans Land sind ihrer nur zwei. Schon durch den Reim habe ich diese Hauptsache prägnant hervorzuheben gesucht. Es geht daraus deutlich hervor, daß ein Mord begangen worden, und zwar an der Schönen, die schweigend geblieben und höchstens das Wehe ausgerufen hat, welches in der vorletzten Strophe vorkommt. — Über die Motive des Mordes erfährt man nichts Bestimmtes; nur ahnet man, daß er ein Akt der Schwärmerei: ein Liebender oder ein Moralrigorist oder sonst ein Heiland au petit pied begehrt die That aus innerm Drang, nicht aber ganz ohne Zweifel an seiner moralischen Berechtigung — er will die Schönheit retten vor Befleckung, von der Welt Unfläterei, und doch weiß er nicht, ob er nicht etwa eine Narrheit begeht oder im Wahnsinn handelt. Dieser innere Seelenprozeß, der sich bis zum höchsten Angststuf steigert und ein furchtbares Drama im Dunkeln bildet, kann aber durch Musik am besten wiedergegeben werden. — Nach dem letzten Ausbruche der Angststufe, wobei ich die bei kabbalistischen Beschwörungen üblichen Gottesnamen anwende, tritt wieder die vollkommenste Ruhe ein, ja eine fast ironische Ruhe der Natur, die von den Dualnissen der Menschenseele keine Notiz genommen hat und nach wie vor grünt und blüht.“

¹ Heine hatte dies Gedicht sowie zwei andre („Das goldne Kalb“, oben S. 355, und „Alle! Lieb“, oben S. 413) als Texte zu einer Preisbewerbung von Liederkomponisten an den Musikalienverleger Michael Schloß eingesandt.